

Nachruf auf Prof. Dr. phil. P. Michel van Esbroeck S. J.

Wer noch im September 2003 P. Michael van Esbroeck bei Kongressen in Armenien erlebt hat, temperamentvoll wie immer, der konnte nicht ahnen, daß dieser große Gelehrte schon kurz darauf das Psalmwort bestätigen würde, wonach das Leben nur siebzig Jahre währt. Aber auch die Fortsetzung des Verses trifft auf ihn zu: Das Leben ist Mühsal und Arbeit.

Geboren wurde er am 17. Juni 1934 im belgischen Malines (Mecheln). Er war teils – wie schon der Nachname zeigt – flämischer, teils wallonischer Abstammung, fühlte sich aber ganz der frankophonen Bevölkerung zugehörig. Wie er mehrfach erzählte, hatte er in seiner Kindheit stark unter den Gegensätzen der zwei Volksgruppen zu leiden. Es war immer wieder verblüffend, mit welcher Bitterkeit er noch nach vielen Jahrzehnten über diese Erlebnisse berichtete, und welche tiefen Wunden sie bei ihm anscheinend hinterlassen hatten.

Er stammte aus einer dem höheren Bürgertum angehörenden Familie. Seine Eltern hatten teilweise im Ausland studiert, und es herrschte zu Hause sicherlich eine weltoffene und aufgeschlossene Atmosphäre. Nach dem Abschluß des humanistischen Collège Saint-Michel in Brüssel 1951 widmete er sich in Brüssel zunächst ein Jahr den Rechtswissenschaften, trat dann aber 1953 bei den belgischen Jesuiten in das Noviziat ein. Anschließend studierte er Klassische Philologie und absolvierte gleichzeitig die philosophischen Studien des Ordens. Nach einem einjährigen Militärdienst unterrichtete er ein weiteres Jahr in einer Schule.

1962 wurden die Weichen für seinen wissenschaftlichen Lebensweg gestellt. Er bekam Kontakt zu den Bollandisten in Brüssel und erhielt gleichzeitig die Erlaubnis, in Leuven bei Gérard Garitte Armenisch und Georgisch zu studieren. Später konnte er an der Université Saint Joseph in Beirut Kenntnisse in der arabischen und syrischen Sprache erwerben. Ab 1964 führte er in Leuven seine theologischen Studien durch. Ein weiteres Trauma entstand dadurch, daß seine Ordensoberen ihm 1966 mitteilten, er könne nicht zum Priester geweiht werden, und zwar, wie er noch nach langen Jahren in einer kurzen Autobiographie schreibt: »on the ground of still unexplained reasons«. Auch über diese Widerstände, die erst 1970 mit der Priesterweihe überwunden waren, konnte er bis zuletzt nicht gleichmütig sprechen.

In der Zwischenzeit hatte er aber Gelegenheit, in Leuven Orientalische Geschichte und Philologie zu studieren. 1972 reiste er zum ersten Mal nach Georgien. Wie oft er sich dann zu Studienaufenthalten im Kaukasus aufhielt, läßt sich wohl nicht mehr zählen. 1975 promovierte er bei Garitte in Leuven mit der Arbeit »Les plus anciens homéliers géorgiens«. 1982 unterrichtete er

am Päpstlichen Orientalischen Institut in Rom, 1985 am Institut Catholique in Paris. Im Wintersemester 1987/8 übernahm er als Nachfolger von Julius Aßfalg die Professur für Philologie des Christlichen Orients in München, die er bis zu seiner Pensionierung 1999 innehatte. 2001 übersiedelte er wegen der teuren Lebenshaltungskosten in München nach Louvain-la-Neuve, wo seine Schwester lebt, hatte aber noch Pläne, anderswo seine Lehrtätigkeit fortzusetzen. Jedoch war ihm nur noch kurze Zeit beschieden. Am 21. November 2003, im siebzigsten Lebensjahr, starb er plötzlich und unerwartet in Louvain-la-Neuve, wo er auch begraben ist.

Das weit überwiegende Schwergewicht seines Lebenswerks bilden seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Seine Bibliographie zeugt von ungeheurem Fleiß und umfaßt einige Bücher, über 220 Aufsätze, Lexikonartikel sowie zahlreiche Besprechungen. Viele dieser Veröffentlichungen beruhen auf seinen ausgedehnten Handschriftenstudien, wobei die georgische und die armenische kirchliche Literatur stark im Vordergrund steht; in geringerem Umfang widmete er sich christlich-arabischen, syrischen, koptischen, äthiopischen und griechischen Quellen. Inhaltlich betreffen die Beiträge vor allem die Hagiographie, aber auch Kirchengeschichte und verschiedene theologische Gebiete. Sein Wissen auf diesen Gebieten war unerschöpflich. Man mag ein wenig bedauern, daß er eine Vorliebe für Spezialfragen hatte. Die Darstellung größerer Zusammenhänge lag ihm weniger. Darunter litten teilweise seine Lexikonartikel, die deshalb gelegentlich überarbeitet werden mußten, und auch bei den Besprechungen erhält der Leser nicht immer einen Überblick über das betreffende Buch, sondern er muß sich mit der Diskussion einiger den Rezensenten interessierenden Fragen begnügen. Viele seiner Veröffentlichungen sind Editionen kürzerer Texte, insbesondere von Heiligenviten, die er aber nicht immer, etwa in einer Einleitung, in einen größeren Zusammenhang stellte. Einen bedeutenden Teil der Publikationen machen seine gedruckten Vorträge aus; auch hier hat er manchmal hohe Anforderungen an Zuhörer und Leser gestellt. Systematische Darstellungen eines größeren Gebiets sind selten. Es gibt sie aber auch, etwa seinen umfassenden Beitrag »Les versions orientales de la bible: une orientation bibliographique« (in: *Interpretation of the Bible*, Sheffield 1998, S. 399-509), auf den er viel Mühe verwandt hat. Wer seine weitgespannten, kenntnisreichen, originellen und auf ausgedehnten Quellenstudien beruhenden Publikationen gründlich studiert, kann reichen Nutzen daraus ziehen.

Angesichts seiner Zugehörigkeit zum Jesuitenorden und seiner Beschäftigung mit der Hagiographie lag nichts näher, als daß er der Gruppe der Bollandisten in Brüssel angehörte. Für den kaukasischen Bereich war er der eigentliche Nachfolger des berühmten Paul Peeters, der allerdings schon 1950 starb und den er nicht mehr persönlich kennengelernt hatte. Aber diese Zugehörigkeit

scheint nicht problemlos gewesen zu sein. Äußerungen in Gesprächen mit ihm lassen darauf schließen, daß es zu Spannungen mit den Mitbrüdern dort kam. Von 1974 bis 1978 erscheint er auf dem Titelblatt der »Analecta Bollandiana« als einer der herausgebenden »Bollandistes«, danach ist er dort verschwunden. Ob er nur dem Herausbergremium nicht mehr angehörte oder darüber hinaus auch nicht mehr der »Société des Bollandistes«, weiß ich nicht. Im 1994 erschienenen Artikel »Bollandisten« des Lexikons für Theologie und Kirche werden die vier Mitglieder aufgezählt, van Esbroeck ist nicht darunter. Wenn ich ihn richtig verstanden habe, wußte er selbst nicht genau, ob er noch Bollandist war oder nicht. Bezeichnend ist auch, daß seine 1962 begonnene Mitarbeit an den »Analecta Bollandiana« Mitte der achtziger Jahre stark abnahm; den letzten Aufsatz veröffentlichte er dort 1994. In seinen letzten Jahren klagte er oft darüber, daß man ihm in Brüssel in kleinlicher Weise sogar die Arbeitsmöglichkeiten stark beschnitt. Ich kann den Sachverhalt letztlich nicht beurteilen, weil ich ihn nur aus der Sicht P. van Esbroecks kenne. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß ihn diese Situation stark belastete und empörte, waren die Bollandisten von seinem Interessen- und Arbeitsgebiet her doch seine eigentliche geistige Heimat.

Seine Tätigkeit als Universitätslehrer war – um der Wahrheit die Ehre zu geben – nicht sehr erfolgreich. Die zwölf Jahre in München stellen wohl die Zeit der längsten »stabilitas loci« des erwachsenen Michel van Esbroeck dar. Aber auch hier kam er anscheinend nicht wirklich zur Ruhe. Selbstverständlich erfüllte er seine Lehrverpflichtungen, aber in den Semesterferien war er kaum in München anzutreffen. Er nutzte die Zeit für Forschungsaufenthalte und die Teilnahme an unzähligen Kongressen in aller Welt. Das brachte auch mit sich, daß er bis zuletzt die deutsche Sprache nicht ausreichend beherrschte. Der Sinn für die Bedürfnisse der Studenten ging ihm weitgehend ab. Wenn er etwa mehrfach als Lehrveranstaltungen für ein Semester ankündigte: 1) Syrische Lektüre, 2) Armenische Lektüre, 3) Georgische Lektüre (oder ähnlich), liegt es auf der Hand, daß ein geordnetes Studium des Faches »Philologie des Christlichen Orients« mit all seinen Teilbereichen bei ihm kaum möglich war. Es wird berichtet, daß er in einem Anfängerkurs für Syrisch schon nach kurzer Zeit mit Photographien syrischer Handschriften erschien, welche die Studenten lesen sollten. Die einführenden Sprachkurse veranstaltete deshalb weiterhin sein Vorgänger Julius Aßfalg, einerseits weil ihm der Unterricht Spaß machte, andererseits aber auch, weil er wußte, daß Anfänger bei van Esbroeck überfordert waren. Die Zahl der Studenten, auch der Nebenfächler, war deshalb geringer, als sie bei einem kleinen Fach wie dem Christlichen Orient hätte sein müssen. Die Studienabschlüsse während van Esbroecks Zeit lassen sich leicht an einer Hand abzählen. Gewinn brachten seine Lehrveranstaltungen

vor allem Fortgeschrittenen. Es ist deshalb auch keineswegs erstaunlich, daß nach seiner Pensionierung jahrelang in der Schwebe blieb, ob man die Professur überhaupt wieder besetzen sollte. Nachdem die Frage endlich positiv entschieden war, scheiterte die Fortführung der Stelle leider aus anderen Gründen. Da das Fach auch an den übrigen deutschen Universitäten abgeschafft wurde oder noch wird, wäre es ungerecht, van Esbroeck allein die Schuld an der Misere zu geben. Dafür sind nicht zuletzt das derzeitige, den »kleinen Fächern« nicht günstige öffentliche Klima und auch Fehler und Versäumnisse anderer Fachvertreter verantwortlich.

Das Gesagte bedeutet nicht, daß van Esbroeck nicht die besten Absichten hatte. Er war in jeder Beziehung wohlwollend und immer hilfsbereit. Der Aufgabe als Hochschullehrer war er aber von seiner Persönlichkeit und seinem eigenen Werdegang her nicht gewachsen, und er wirkte insoweit auch hilflos. Er selbst dürfte von Anfang an aus eigener Initiative sein Fachgebiet studiert und dann seine Forschungen betrieben haben, und es wird ihm kaum in den Sinn gekommen sein, daß andere als Anfänger mehr an elementarer Einführung und Unterstützung benötigten. Das deutsche Universitätssystem mit seinem Entscheidungsgefüge hat er wahrscheinlich nie durchschaut. Ihn interessierte die Wissenschaft, aber nicht die Wissenschaftspolitik. Er hatte zweifellos geniale Züge und war nur schwer fähig, sich in die Lage eines normalen Sterblichen zu versetzen. Auch bei meinen privaten und immer anregenden Gesprächen mit ihm, die manchmal stundenlang dauerten, konnte ich ihm oft nur bedingt folgen, weil er die Kenntnis von Personen, Fakten und entlegenen wissenschaftlichen Fragestellungen, die mir vielfach nicht geläufig waren, ohne weiteres voraussetzte. Bei seinem überschäumenden Gedankenreichtum ließ sich manchmal auch der rote Faden nur schwer verfolgen. Sein Temperament brachte es mit sich, daß er im Gespräch gelegentlich von einer modernen Sprache in die andere wechselte.

Seine schöne Wohnung in der Kaulbachstraße in München war voller Bücher, die teilweise in großen Bergen auf dem Boden lagen. Für seine leiblichen Bedürfnisse sorgte ausschließlich die gegenüberliegende Niederlassung der Jesuiten. In seiner Wohnung befand sich wahrscheinlich nicht einmal eine Tasse. Aber auf den Gedanken, seinen Besuchern einen Kaffee anzubieten, wäre er – in seiner Lebensführung selbst sehr anspruchslos – wohl sowieso nicht gekommen.

Dabei war er keineswegs der Typ des Stubengelehrten, sondern an allem interessiert und äußerst kontaktfreudig. Die Möglichkeiten des Computers machte er sich gleich für seine Arbeiten in verschiedenen Sprachen und Schriften zunutze, wengleich er dabei – wie viele andere auch – natürlich technische Unterstützung brauchte. Wo immer er einen Flügel oder ein Klavier fand,

setzte er sich gleich daran und erfreute die Zuhörer mit kraftvoll vorgetragenen klangvollen Improvisationen, obwohl er nie Klavierunterricht genommen hatte und angeblich keine Noten lesen konnte.

Aufgrund seiner beeindruckenden Kenntnisse und seiner vielen wissenschaftlichen Veröffentlichungen, auch weil er keinen Kongreß ausließ und dort bei Diskussionen regelmäßig das Wort ergriff, in allen möglichen Sprachen parlierend, war er überall bekannt und hoch geschätzt. Die Universität Tbilisi verlieh ihm die Ehrendoktorwürde, und er war Mitglied der Georgischen Akademie der Wissenschaften. Im Verhältnis zu Kollegen war seine Haltung allerdings nicht unbegrenzt irenisch. Gelegentlich kam es auch zu Verstimmungen.

Trotz mancher Schwierigkeiten in seinem Leben, die ihm zu schaffen machten und die man nicht verschweigen kann, wenn man ein einigermaßen zutreffendes Bild seiner Persönlichkeit zeichnen will, war er letztlich von heiterer und gelassener Grundstimmung. Er war auch ein frommer Mann, der, wenn es ihm möglich war, täglich die hl. Messe zelebrierte.

In den letzten Jahren hatte er gelegentlich mit gesundheitlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ich erinnere mich an Äußerungen von ihm, daß er wohl nicht alt werden würde. Ob er das ernst meinte, vermag ich nicht zu beurteilen. Sein Tod hat ihn offensichtlich plötzlich, bei der Lektüre eines Buches, überrascht. Vielleicht hatte er sich übernommen, weil er mit seinem Auto von Rom über München nach Louvain-la Neuve zurückgefahren und einen Tag zuvor erst zu Haus angekommen war. Rastlos, wie er war, hatte er sich vielleicht nicht die nötige Zeit für die lange Fahrt genommen.

Die Wissenschaft vom Christlichen Orient, ohnehin nicht reich an großen Gelehrten, hat mit ihm einen ihrer markantesten Vertreter verloren. Auf vielen Gebieten wird die Lücke, die er hinterlassen hat, nicht zu schließen sein.

Hubert Kaufhold